



Bild: Zacarias Mata

Lea Sobbe: «Man braucht ungefähr dreissig Flöten, um die Vielfarbigkeit des Repertoires abdecken zu können.»

Die Blockflötistin Lea Sobbe auf Klangexpeditionen zwischen allen Epochen

Könnte es nicht auch ganz anders klingen?

Lea Sobbe ist in der Nähe von Trier aufgewachsen. Nach dem Abitur begann sie mit neunzehn Jahren ihr Studium an der Schola Cantorum Basiliensis. Kürzlich hat sie den Prix Credit Suisse Jeunes Solistes 2021 gewonnen. Seit sieben Jahren lebt sie in der Schweiz.

Benjamin Herzog

M&T: Was bedeutet Ihnen dieser Preis?

Lea Sobbe: Gerade für das Lucerne Festival ist das, was ich spiele, ja eher ein Randrepertoire. Der Prix Credit Suisse Jeunes Solistes hilft mir nun, dieses Repertoire und meine Art des Musizierens damit in Luzern zu zeigen. Mit dem Preisgeld werde ich mir Flöten

kaufen, denn eine gute Flöte ist nicht gerade billig. Ich schätze, man braucht ungefähr dreissig Flöten, um die Vielfarbigkeit des Repertoires abdecken zu können. Ich habe zwar schon einige, aber noch längst nicht alles, was ich brauche. Im Gegensatz zu Streichinstrumenten werden Flöten durch den

Gebrauch und die Feuchtigkeit im Instrument nicht besser und die Erweiterung und Instandhaltung des Instrumentariums bleibt eigentlich immer ein Thema.

M&T: Sie spielen an Ihrem Debüt-Konzert in Luzern ein recht ausgefallenes Programm.

Lea Sobbe: In der Tat. Für das Lucerne Festival habe ich mir ein Programm aus alter und ziemlich neuer Musik ausgedacht. Es wird also mittelalterliche Stücke geben und eine frühbarocke Sonate sowie eine Sonate aus dem Übergang zum Hochbarock. Ausserdem Sonaten aus dem hochbarocken Italien, eine deutsche Sonate von Telemann und zwei Stücke aus dem Jahr 2000. Eines ebenfalls aus Italien, von Emanuele Casale, und eines von der deutschen Komponistin Dorothee Hahne. Beide Stücke arbeiten mit elektronischen Sounds. Dazu kommt ein Werk, das ich mit meiner Schwester und meinem Basler Studienkollegen Martin Reck entwickelt habe. Das ist zusammengesetzt aus Texten, elektronischer Musik und einem sehr alten Musikstück. Da trifft sich dann gewissermassen alles.

M&T: Hat das Ganze auch einen Titel?

Lea Sobbe: Mein ganzes Konzert in Luzern ist unter dem Titel «once more» der Wiederholung gewidmet und der Frage: Inwiefern ist Wiederholung einengend für uns, und wir wollen eigentlich ausbrechen aus der Struktur, und inwiefern braucht es gerade die Struktur, damit wir damit spielerisch umgehen können?

M&T: Also gewissermassen eine Frage der Freiheit, ja?

Lea Sobbe: Genau. Ab wann stellt sich Freiheit ein? Das ist die Grundfrage. Meine Schwester – sie studiert Philosophie und Theaterwissenschaft in Hildesheim – und ich hatten schon öfters das Anliegen, gemeinsam Konzertformate zu entwickeln, welche die Musikstücke in neue Kontexte bringen. Für das Konzert in Luzern sind wir auf einen Text von Gertrude Stein gestossen aus dem Essay «Portraits and repetition». Wir haben zwei Sätze daraus genommen, die von Wiederholung sprechen und die man so wiederholen oder loopen kann, dass sich das Gesagte von selbst vollzieht. Das fanden wir darum spannend, weil der Text in dem Fall als musikalisches Material gesehen werden kann.

M&T: Wiederholung ist ja in der Musik ein zentrales Thema. Ich nehme an, das haben Sie bei der Stückwahl bedacht.

Lea Sobbe: Ich habe ein Stück für ein Tasteninstrument des Komponisten Thomas Preston gefunden, der um 1500 in England gelebt hat. Es ist ein Ground, der in der linken Hand sechs Töne stetig wiederholt, während die rechte Hand dazu harmonisch gesehen recht wilde und skurrile Variationen spielt.

M&T: Es ist ein Stück für Tasteninstrument. Sie sind Flötistin ...

Lea Sobbe: Während ich diese Variationen in unserem Arrangement auf der Flöte spiele, wird der Bass von der Elektronik gespielt. Genauer gesagt, mutiert der Text, von dem ich vorher gesprochen habe, über verschiedene Filter in die Töne dieses Grounds. Der konkrete Gedanke von Gertrude Stein geht ins Abstrakte über; der Gedanke über Wiederholung wird zur – musikalischen – Wiederholung selbst. Ich würde nicht sagen, dass wir Musik spielen, die über sich selber nachdenkt, sondern eher umgekehrt, dass das aktive Nachdenken in etwas übergeführt wird, das intuitiver nachvollziehbar ist.

M&T: Sie und Ihre Schwester sind Künstlerinnen, gibt's dazu die entsprechenden Gene?

Lea Sobbe: Nicht wirklich. In der Familie, aus der ich stamme, haben wir einfach sehr viel Musik gehört, aber eher aus kulturellem Interesse. Meine Mutter

Ideen und Konzepten experimentieren wollte, war es dann doch das Repertoire der Blockflöte, das mir näher lag und das auch unendliche Möglichkeiten dazu bot. Es hat sich ganz natürlich wieder in diese Richtung zurückbewegt.

M&T: Ihr erster Lehrer in Basel, Conrad Steinmann, spielt nicht nur Flöte, er komponiert auch. Hat Sie das beeinflusst?

Lea Sobbe: Insofern als dass ich selber komponieren würde, noch nicht. Aber was mich bei ihm begeistert, ist sein Interesse an Klangfarben. Das Bewusstsein, was will ich vom Klang und wohin kann es da noch gehen. Die Blockflöte hat ja nicht unbedingt das grösste Farbspektrum, wenn man damit die lauten Bereiche meint. Aber das Leise oder gar dort, wo der Ton am Zerbrechen ist, da wird es wirklich interessant. Im Moment mache ich da mit meiner mittelalterlichen Einhandflöte spannende Erfahrungen. Mit

«Das Leise oder gar dort, wo der Ton am Zerbrechen ist, da wird es wirklich interessant»

hat im Chor gesungen, mein Vater Akkordeon gespielt, aber wir sind keine Künstlerfamilie. Dass meine Schwester und ich beide künstlerische Berufe ergriffen haben, ist eher Zufall.

M&T: Die Blockflöte ist heutzutage hauptsächlich Schulinstrument. Gab es da ein spezielles Erlebnis für Sie?

Lea Sobbe: Ich habe mit fünf Jahren im Gruppenunterricht mit dem Blockflötespielen angefangen und früh Gefallen an Barockmusik gefunden. Das war die Musik, die wir auch zu Hause oft gehört haben. Als ich etwas älter war, habe ich in kleinen Ensembles und solo meine ersten Konzerte und Wettbewerbe gespielt und konnte mit vierzehn ein Jungstudium in Saarbrücken und Luxemburg anfangen. Es kamen aber doch auch Zweifel. Ich konnte zum Beispiel nicht im Schulorchester mitspielen mit meiner Flöte, konnte keine romantische Musik spielen. Das fehlte mir. Tschaikowski zu spielen, zum Beispiel. Darum habe ich dann Geige gelernt, um dieses andere Repertoire kennenzulernen. Ich habe viel geübt, aber mit siebzehn, als ich immer mehr mit eigenen musikalischen

dieser Flöte überbläst man oft, und dort, wo es von einem Ton zum anderen geht, das ist eine Bruchstelle, an der man viele ganz neue Klänge entdecken kann. Das ist vielleicht nicht die Richtung, in der man üblicherweise suchen würde, aber mich fasziniert es.

M&T: Bis jetzt haben Sie also noch keine eigene Musik geschrieben, aber ich nehme an, Sie improvisieren viel.

Lea Sobbe: Richtig. Und nächstes Jahr hänge ich dazu noch ein Ergänzungsstudium an. Und zwar am «sonicspace» der Hochschule für Musik Basel, in freier, zeitgenössischer Improvisation. Da verbindet sich für mich vieles. Vor allem, dass man sich nicht von einem bekannten Klangbild leiten lässt, sondern neue Klänge sucht. Das ist bei neuer Musik so, aber auch bei der alten Musik. Wenn ich da immer so spiele, wie ich ein Stück bereits gehört habe, wie «man» es halt macht oder wie es die vorherrschende Klangästhetik gerade vorgibt, dann komme ich nicht weiter. Es ist doch total toll, immer wieder alles zu überwerfen und sich zu fragen: Hätte es nicht auch ganz anders klingen können? ■